

Die goldene Aue.

Von Peter Frh. v. Vershner.

Die goldene Aue, so hieß es schon zu Antons Zeiten und viel leicht schon früher, jenes Stück urdeutlicher Erde im Herzen des alten Sachsentlandes, das sich geographisch nicht genau festlegen läßt, das man aber ungefähr umgrenzen würde, wenn man eine Linie von Erfurt nach Nordhausen und von da nach Naumburg zöge.

Innerhalb dieses Dreiecks liegt das fruchtbare Land ausgerechnet wie ein goldgewirkter Mantel, mit langen Ostfalen als grünen Borden; und die Helme und Unrufräucher sich als wellenartige sibirisch-schimmernde Bänder durch dieses forstbare Gewebe.

Schon auf der Fahrt von Erfurt nach Sommerda bemerkt man die weiße Ebene schweigende Auge den schweren, fetten Boden, denn die umgepflügten Schollen sind beinahe schwarz, der rechte Mißboden, und wo das Korn noch im Halme steht, da sind es schwere, hängende Ähren. In so gelegener Gegend sollte man meinen, hätte der Landwirt allein das Regiment, und doch findet man in Sommerda seit beinahe drei Generationen eine auf der Höhe stehende, rührige Industrie. Ein Wandkessel oder Eifen ist es freilich nicht geworden, denn hier geblieben Industrie und Landwirtschaft in friedlichem Verein. Abends sieht man Gruppen von Fabrikmännern über den alten Markt nach Hause gehen und das Kubikwaagen mit seinen Leitern nach dem Felde heimkehren. Die Sommerdaer Industrie ist eben nicht das Produkt moderner, hastenden Spekulationsfinns, sondern aus dem gesunden Grund des Handwerks herausgewachsen, des Handwerks, das sich vom Vater auf den Sohn vererbte. Denn der Mann mit dem feinen Charakterkopfe, der den jungen Zincharbeiter das Zinndadegewehr erlärte und die nun in Stein gehalten auf dem Markt stehen, das war der Sohn eines Schlossermeisters, der selbst als Schlosserlehrling in Dresden und Paris gearbeitet hatte, und als er dann später sein Zinndadegewehr erfand, mit dem die prehnischen Kruppen 1866 und 1870 ins Feld zogen, da machte der König den Sommerdaer Schlosser Nikolaus Dreyse zu seinem Geheimen Kommissionsrat von Dreyse. Sein Sohn Franz und die Familien Kronberg und Coltenbuch erweiterten das geniale Werk des Erfinders und gliederten die Gewehrfabrik noch eine Maschinenfabrik und Eisengießerei an. Franz von Dreyse war vermählt mit Renate Salzmann. Auch die Salzmanns stammen aus Sommerda. Der große Pädagoge Christian Gottlieb wurde am 1. Juni 1744 dort geboren in dem schlichten grauen Haus, aus dem gerade eine fröhliche Schar kleiner Mädchen zur Schulpause heraustritt. Sein Gedendfinn steht unter grünem Lindenstich vor der alten Kirche. Vom Turm herab blüht allmorgendlich auf Grund einer Stiftung, die Schülerkapelle einen Dankchoral, der über die Dächer der Stadt in die gesegneten Fluren tönt. Neben der Kirche liegt das Rathaus, ein Steinbauwerk, das die Jahreszahl 1397. Welch ehrenwürdiges Alter, und noch heute stehen hier wie vor 500 Jahren die Stadttore zu Verordnungen ein. Die Herren, die abends mit der langen Peise und dem gestickten Samtmütze über die Straße gehen, um im „Schwan“ oder „Asten“ noch eine Partie „Schofzoff“ zu spielen oder mit dem glattpfichten alten Herrn Skotter über die Balkonhöcker und die Treppentrittstufen zu debattieren oder den Erinnerungen des Stammtischseniors zuzuhören, „der den alten Dreyse noch gekannt hat.“ Wie gut aber die Stadttore für Sommerda sorgen, das zeigt der schon angelegte und wohlgepflegte Stadtpark, der sich mit seinen schattigen Alleen und weiten Rasenflächen am Ufer der Unstrut entlang zieht. Hier sieht man abends um 6 Uhr, wenn die Schulaufgaben getan sind, „höhere Richter“ und dumme bemühte Schüler sich ergehen.

Der Krieg trieb deutsche Hausfrauen dazu, Schneiden zu gehen. Eine deutsche Hausfrau schreibt im „Berliner Tageblatt“: Die meiste Hausfrau, namentlich die nördlich der Mainlinie wohnenden, werden mit geteilten Empfindungen etwas über Schneiden zu sein. Schneiden! Ihr Knäuel schon erregt bei vielen von ihnen Widerwillen, der sich zum Weihen steigern könnte, müdete man ihnen zu, sich mit ihrer Nadel zum Zweck der Selbstverpflegung zu befassen.

Über gemacht! Wenn erst einmal die höchst eigenartige Sebensweise dieser Feinsolmnerin an jeder naturhistorische Museum von Coleure in der Schweiz. Die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren und ihre Schritte an einem Nachmittage, mit dem sie nichts Rechtes anzufangen wissen, nach dem Museum lenken, werden begreiflicherweise sehr erstaunt sein, in diesem Museum ein natürliches Vogelnest zu finden, das vollkommen aus Stahl hergestellt ist. In Coleure gibt es zahlreiche Uhrmacher-Werkstätten, und sie liefern die Erklärung für das seltsame Vogelnest. Es liegen nämlich in den Höhlen und Käufern des Städtchens allerlei wertvolle kleine Metallspitzer, zerbrochene Uhrfedern und dergleichen umher. Vor einigen Jahren fiel einem Uhrmachermeister auf einem Baum ein kleines Nest, das er als Vogelnest ansah, das durch sein merkwürdiges Aussehen Neugierde erweckte. Eine nähere Untersuchung zeigte dann, daß die Erbauer und Besitzer dieses eigenartigen Nests, ein Wachstelzpaar, die in dem Hof umherliegenden Metallspitzer und insbesondere die unbrauchbar gewordenen stählernen Uhrfedern sich als willkommenes Baumaterial aneignet hatten. Das stählerne Nest zeigte einen Durchmesser von vier Zoll und bot dem findigen Vogelpaar ein bequemes, widerstandsfähiges und sogar gegen allerlei Angriffe gepanzertes Heim.

Kathederblüte. Die „heilige Blüte“ Stephans des Großen, welche alljährlich am 20. August von der Hofburg in Budapest nach der Wallfahrtskirche in feierlicher Prozession zur Einsegnung getragen wird, blüht auf eine geschichtlich in mehrfacher Beziehung wechselvolle Vergangenheit zurück.

Durchschau. Ein Weisheits, der sich stark erkalte hat, trifft seinen Arzt auf der Straße und hofft, ein Gutzkrampf herauszuschlagen.

Ein guter Tag, Herr Doktor, sagen Sie doch mal, was machen Sie eigentlich, wenn Sie sich stark erkälte haben? „Ich huste!“

was hat sie auf dieser langen, langen Wanderung nicht alles gesehen und erlebt, während große Tage, als hier noch der politische Mittelpunkt des deutschen Reiches lag und die mächtigen Kaiser des Hauses Sachsen in ihrer Pfalz dort Hof hielten. Ein lautes Kapitel der deutschen Geschichte hat hier seine Wiege gehabt, jedes kleine Dorf hat seine historische Erinnerung und macht an die große Vergangenheit. Wo heute der prächtige Bau der Klosterkirche aus grünen Mauerwerk heraustritt ins Land schaut und fröhliche Jünglinge in ihren graugrünen Tuniken umhergehen, der Klosterleber Uniform — sich in der Pause tummeln, da wolkten einst stille, fromme Augustinerinnen. Den Sturm der Reformation hat sie verjagt, und aus dem eingesengenen Wärdern wurde unter Leitung Heinrich von Bieleben im Jahre 1554 die heutige Schule gegründet.

Setzt der Wanderer seinen Weg am Ufer der Unstrut fort, so bemerkt er bald, wie die sanften Hügelketten des Tales durch einen trocknen Felstrüch, der sich bis an die Unstrut vorschleibt, unterbrochen werden. Das ist der Wendelsstein. Wie von Zyklopen dorthin geschleudert, starrt er vorleinet auf die festigen, grünen Wiesen und Felder zu seinen Füßen. Das war der rechte Boden für ein hartes Keden-geflücht des frühen Mittelalters. Hier hat zäher Schichtenkiese Steine aus dem Stein gehäuft. Es muß eine unbegreifliche Burg gewesen sein, und doch hat sie die Zeit bezwungen. Wächtige Steinhaufen aus Kernen, die zusammengefügt, Kellergewölbe, die verjüngt sind, Burggräben voll dichten Getreides und lang ausgehessenen, zum Licht strebenden Buchen und Erlen. Und wo einst schwere Streifzüge den Boden stampften, da hühen jetzt Ranken in ihre Schlupfwinkel. Und doch blüht noch Leben auf diesem gewaltigen Trümmerhaufen. Man durcht über die einstige Jungbrüde einen Lorweg und sieht sich plötzlich in einem Burghof; aus den tiefen Fensternischen eines Renaissancenbauers leuchten weiße Vorhängen, ein Hund meldet laut bellend den über das budige Pfäster des Hofes stolpernden Wanderer. Ein kleines Pfortchen führt zum Burgtgarten, wo eine freundliche, weißhaarige Dame das Spiel des Entles überweht: die Pächterfamilie der Domäne Wendelsstein. An eine Schiefsharte geleitet, blüht man hinab auf die unruhigen Wässer der Unstrut tief dort unten und auf fernstehende Gewässer wie auf zierliches Spielzeug. Am jenseitigen Ufer zieht sich Menkenen hin, und dort drüben grüßt Donndorf herüber, beides einstmals Mäster, und Memleben, die einstige Kaiserpfalz, wo Heinrich I. im Jahre 936 und sein Sohn Kaiser Otto I. 973 larden. Die großartige Anlage der jählichen Kaiserpfalz ist heute noch deutlich zu erkennen. Und doch ist das Ganze ein ergreifendes Epos auf die Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe. Auch hier wieder, als ob die Zeit an der Erfüllung des Wortes arbeite „kein Stein soll auf dem andern bleiben.“

Im Mittelalter des weiten Hofes liegen heute die Wirtschaftsbauwerke und das Gutshaus des ehemaligen Klosterkellers; im Ausgange des Mittelalters Befestig der Zisterzienser Mönche, heute Eigentum der 1543 vom kaiserlichen Woiw von Sachsen an Stelle des ehemaligen Klosterkellers errichteten Fürstenschule Pforta. Neben dem Gutshaus liegt, von hoher Mauer umgeben, ein Garten; durch einen engen Korridor — der weite, größere ist zugemauert — tritt man ein und sieht mitten im äppigen Blumenlor. Rasenplätze mit verschlungenen Wegen, Hierträucher und alte Obstbäume. Und die Blumen und Bäume sind im Laufe der Jahrhunderte in die hohen Hallen der Kaiserpfalz eingedrungen. Zwischen den mächtigen Spitzbögen dehnen sich bunte Beete als natürliche Teppiche. Und alles verläßt, wie in Stille barnd und lausend auf das unabwendbare Fortschreiten der Zeit. Nur eine Laube dort auf dem vorspringenden Arm eines gestützten Balkons gurt, als wollte sie verkünden, daß doch das Leben siegt. Im allen Klosterbau, der nun zu Ställen und Vorratsräumen umgewandelt wird, führt eine kleine Forke zu Stufen, die in die Kieße gehen, zur unterirdischen Kapelle. Hier schlank Säulen ragen in Dämmerlicht und tragen das gotische Gewölbe. Durch die feinen Reichen der Oragen von Wehern erhebt. Ihren niedrigsten Punkt erreicht die Unstrut bei Aetern, dem alten freundlichen Städtchen, bekannt durch die großen staatlichen Salzwerke. Von Aetern aus wendet sie sich weiter nach Südosten und nimmt darauf in der Nähe von Kalbsried die Helme auf, um nun in verstärktem Lauf, durch ein ungemein fruchtbares Tal, umgrenzt von sanften Hügelketten, der Saale entgegenzuweichen. In Strubelndem Unrufräucher treibt sie ihrem Ziele zu nun schon seit Jahrzehnten, und

Schneidensucht in Deutschland.

Der Krieg trieb deutsche Hausfrauen dazu, Schneiden zu gehen. Eine deutsche Hausfrau schreibt im „Berliner Tageblatt“: Die meiste Hausfrau, namentlich die nördlich der Mainlinie wohnenden, werden mit geteilten Empfindungen etwas über Schneiden zu sein. Schneiden! Ihr Knäuel schon erregt bei vielen von ihnen Widerwillen, der sich zum Weihen steigern könnte, müdete man ihnen zu, sich mit ihrer Nadel zum Zweck der Selbstverpflegung zu befassen.

Über gemacht! Wenn erst einmal die höchst eigenartige Sebensweise dieser Feinsolmnerin an jeder naturhistorische Museum von Coleure in der Schweiz. Die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren und ihre Schritte an einem Nachmittage, mit dem sie nichts Rechtes anzufangen wissen, nach dem Museum lenken, werden begreiflicherweise sehr erstaunt sein, in diesem Museum ein natürliches Vogelnest zu finden, das vollkommen aus Stahl hergestellt ist. In Coleure gibt es zahlreiche Uhrmacher-Werkstätten, und sie liefern die Erklärung für das seltsame Vogelnest. Es liegen nämlich in den Höhlen und Käufern des Städtchens allerlei wertvolle kleine Metallspitzer, zerbrochene Uhrfedern und dergleichen umher. Vor einigen Jahren fiel einem Uhrmachermeister auf einem Baum ein kleines Nest, das er als Vogelnest ansah, das durch sein merkwürdiges Aussehen Neugierde erweckte. Eine nähere Untersuchung zeigte dann, daß die Erbauer und Besitzer dieses eigenartigen Nests, ein Wachstelzpaar, die in dem Hof umherliegenden Metallspitzer und insbesondere die unbrauchbar gewordenen stählernen Uhrfedern sich als willkommenes Baumaterial aneignet hatten. Das stählerne Nest zeigte einen Durchmesser von vier Zoll und bot dem findigen Vogelpaar ein bequemes, widerstandsfähiges und sogar gegen allerlei Angriffe gepanzertes Heim.

Kathederblüte. Die „heilige Blüte“ Stephans des Großen, welche alljährlich am 20. August von der Hofburg in Budapest nach der Wallfahrtskirche in feierlicher Prozession zur Einsegnung getragen wird, blüht auf eine geschichtlich in mehrfacher Beziehung wechselvolle Vergangenheit zurück.

Durchschau. Ein Weisheits, der sich stark erkalte hat, trifft seinen Arzt auf der Straße und hofft, ein Gutzkrampf herauszuschlagen.

Ein guter Tag, Herr Doktor, sagen Sie doch mal, was machen Sie eigentlich, wenn Sie sich stark erkälte haben? „Ich huste!“

Der Garten giebt süßgeschmeckt seine Gemüse und Blumen; er jüdet Unrufräucher, wo vor tausend Jahren Stradae, Grafen und Herren standen im Kettenpanzer und Eisenharnisch, um dem großen Kaiser Otto zu hulbigen, und wo die schöne jugendliche Kaiserin Editha im langen Faltenengewand gemessen einher schritt. Was kümmert ihn die Vergangenheit. Er zeigt uns die Straße nach Nebra, die zwischen volltragenden Kessel- und Bretschelbäumen sich durchs Tal zieht. Es ist die Zeit der Ernte. Lange Leiter sind an die Bäume gestellt, und Frauen mit weißen Kopfdecken, die aus dem dunkeln Grün hervorleuchten, pflücken die Früchte in kleine Sandkörbe, und auf der Straße wartet das Wägelchen, in dem der jüngste flachshaarige Sprohling bernagt thronet, bis er den gefüllten Körben Platz machen muß und die Heimfahrt angeht. Und drüber auf dem Felde bewegt sich der Erntevogel langsam vorwärts; in hohem Bogen schwingt der Bauer Garbe nach Garbe und führt den reichen Erntesegen auf. Fröhlicher, fröhlicher Abenddunst lagerte über dem Unstruttal, als wir Nebra erreichten. Der Widemwörter sitzt mit langer Peise vor seinem Käßchen und zieht schmunzelnd von den „fremden Herren“ seinen Widemwörter ein. Das vom Tal her an einem Hügel aufsteigende Städtchen liegt in dieser Dämmerung des frühen Herbstabends.

Nach den mir gegebenen Anweisungen, die ich schnellstens in erfolgreiche Tat umsetze, verfährt man folgendermaßen: Man jammle oder beschaffe sich die notwendigen Tiere, von denen unter den zahlreichen in Deutschland lebenden Schneckenarten die größte der Schneckenarten die heilbraune, graugetreife, beinahe hühenreißende erreichende Weinbergschnecke als Hauptobjekt in Frage kommt. Diese werden dann in einem mit schattigen Boden versehenen Garten untergebracht, in dem man zuvor etwa 10 Geviertmeter mit abschließenden Bretterwänden abgänzte und zur Bereitung etwaiger Flußverwunde der Anlassen mit dichtmaschigem Drahtnetz abdeckte für die Umgrabung des Bodens und Weisen mit niedrigem Gras und Kraut ist vorher Sorge zu tragen. Ist der Boden kalkarm, so sucht man diesem Mangel durch Unterhaden von zerleinertem Mauerkalk abzuwehren. Die Tiere sind nun reichlich mit allerlei Pflanzenabfällen, wie Salat und Kohlblättern, Mohrrüben und Gallabst, zu füttern; auch ist ihnen bei trockener Witterung die zu ihrem Gebelien notwendige Feuchtigkeit durch die Brause zuzuführen. Kommt dann der Spätherbst, so bereite man in einer Ecke der Anlage das Winterquartier aus etwas Waldmoos und Reisig, in das sich die Tiere dann verziehen und wo sie sich eindecken. Sie sind dann gebrauchsfähig und können von hier aus in die Küche zur Verwendung wandern. Es ist jetzt noch Zeit, Schnecken im Freien zu jammeln und sie in einem eingefriedigten Raum zur Ueberwinterung unterzubringen. Man hat dann gleich für das nächste Jahr einen guten Bestand, der sich im Schneckenarten weiter vermehrt.

Ein Vogelnekt aus Stahl. Ueber eine höchst eigenartige Sebensweise dieser Feinsolmnerin an jeder naturhistorische Museum von Coleure in der Schweiz. Die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren und ihre Schritte an einem Nachmittage, mit dem sie nichts Rechtes anzufangen wissen, nach dem Museum lenken, werden begreiflicherweise sehr erstaunt sein, in diesem Museum ein natürliches Vogelnest zu finden, das vollkommen aus Stahl hergestellt ist. In Coleure gibt es zahlreiche Uhrmacher-Werkstätten, und sie liefern die Erklärung für das seltsame Vogelnest. Es liegen nämlich in den Höhlen und Käufern des Städtchens allerlei wertvolle kleine Metallspitzer, zerbrochene Uhrfedern und dergleichen umher. Vor einigen Jahren fiel einem Uhrmachermeister auf einem Baum ein kleines Nest, das er als Vogelnest ansah, das durch sein merkwürdiges Aussehen Neugierde erweckte. Eine nähere Untersuchung zeigte dann, daß die Erbauer und Besitzer dieses eigenartigen Nests, ein Wachstelzpaar, die in dem Hof umherliegenden Metallspitzer und insbesondere die unbrauchbar gewordenen stählernen Uhrfedern sich als willkommenes Baumaterial aneignet hatten. Das stählerne Nest zeigte einen Durchmesser von vier Zoll und bot dem findigen Vogelpaar ein bequemes, widerstandsfähiges und sogar gegen allerlei Angriffe gepanzertes Heim.

Die Schrecken des russischen Feldzuges 1812.

Von Francois Bourgoigne.

Jeder weiß, daß Napoleons „große Armee“ und mit ihr nicht wenige deutsche Landkinder in Aufstand der Kälte und dem Hunger, zum Teil auch den Raubzügen der Kosaken erlegen sind. Und manche deutsche Familie hat einen Urgrösvater, der von dort nicht wiederkam, wie die meisten, die damals im Frühjahr mit nach Rußland zogen. Das weiß man! Aber wer die ganzen Schrecken dieses Todeszugs von Moskau zurück erleben will, wie wenn er selber mit dabei gewesen wäre, der muß ein Buch zur Hand nehmen, wie die „Kriegserlebnisse 1812“ des Francois Bourgoigne, die im Memoirenverlag Robert Auz in Stuttgart deutsch erschienen sind. Hier wird man mitten hinein veretzt in die Grauenshaftigkeit dieses Wintermarches, und der Verlag hat die an sich schon padende Darstellung Bourgoignes noch erhöht, indem er dem Buch 15 der besten Bilder beigab, die der würtembergische Offizier Haber du Haut als Augenzeuge dieser Kriegsgroßart gezeichnet hat. Alles, was es an Zimmer und Glend, aber auch an Heldensinn und Lebensmut, was es an selbstloser Hingabe und den großartigen Entschlüssen des Selbsterhaltungstriebes gibt, das ist in diesem Bude vereint, denn man nur wenige in seiner Art auf die Seite stellen könnte. Bald läuft dem Leser ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er sieht, wie die russischen Gefangenen ihre toten Kameraden aufstießen, gleich einem Hundstun, das über den Leichnam eines der ibrigen herfällt, bald wird sein Herz mit Bewunderung erfüllt über die herrlichsten Züge von Geduld, Treue und Kameradenstreue, deren Bourgoigne so viele erzählt. Auch hier hinein freilich mischt sich das Grausen, so wenn Bourgoigne einem alten Kameraden von der Garde begegnet, den er um eine Hundreichung ansieht, damit der zu Boden gestürzt sei an einer veretzten Beugelle wieder aufrichten kann. „Du müßt dich an meinem Mantel schalten, dann kann ich dich vielleicht hochziehen,“ sagt der Grenadier mit den Eiszapfen in Augenbrauen und Bart. „Eine Sand kann ich dir nicht reichen — habe keine mehr! Alle Finger sind mir erfroren und abgefallen.“

Wir glauben, das Buch am besten zu empfehlen, indem wir den folgenden Absatz daraus zum Abdruck bringen, der den Inhalt des Budes und die Schreckensworte Bourgoignes genügend charakterisiert.

„In diesem todesartigen Zustand überfiel mich die Finsternis. Der Nordwind blies mit verdohpelter Stärke. Vereingelte Leute machten ganz übermenschliche Anstrengungen, die Marschkolonnen wieder zu errichten. Einige, die ich anredete, antworteten mir nicht, weil sie zu viel mit sich zu tun hatten, um vorwärts zu kommen, andere drachten tierend zusammen, während ich an ihnen vorüberging. Bald war ich allein; die Toten dienten mir noch als Wegweiser. Da, wo ich mich befand, war die Straße so mit roten Menschen und Pferden bedeckt, daß man sich nur mühsam hindurchwinden konnte. Ich vermochte kaum noch die Füße zu heben und stolperte plötzlich. Mir war es, als ob mich einer der da im Schnee lang Hingestreteten festhalten verjucht hätte.“

Ich steige auf die Deckel, indem ich mich auf den Rand des Wagens hüfte und frage: „Kann ich etwas für euch tun?“ Mit erlöschender Stimme haucht es mir entgegen: „Wasser, Wasser!“

Wir fällt das gefrorene Blut in meiner Jagdjacke ein und ich will heruntersteigen, um es herauszujubeln, da verschwindet in dem Augenblick der Mond hinter einer schwarzen Wolke, ich trete sehr und falle auf drei dicht aneinander liegende Leiden. Die kalte Hand des einen Toten berührt meine Gesicht. Nun war ich seit einem Monat doch wirklich genugsam daran gewöhnt, umgeben von Leichen zu schlafen, aber ich weiß nicht, was es die Einsamkeit oder was sonst, mich packt jetzt etwas, was schredlicher war als Furcht. Ich leuchte eine Zeit lang ohne einen Laut hervorbringen zu können, dann aber plötzlich begann ich wie sinnlos zu schreien.

In diesem Augenblick tritt der Mond wieder vor und läßt mich sehen, was mich umgibt. Mich durchriefelt ein kalter Schauer; ich lasse meinen Stützpunkt los und falle abermals zurück. Nunmehr wechsell plötzlich das Wesen meines Zustandes. Ich schäme mich meiner Schwäche und an Stelle der Furcht tritt eine Art Wahnsinn. Fluchend springe ich auf und trete dabei rücksichtslos auf die Gefährten, Arme und Beine der unter mir Liegenden. Mit schredlichen Verwünschungen strecke ich meine Hände gen Himmel, als wollte ich ihm Trost bieten. Ich rasse mein Gewehr auf und schlage wie toll verückt gegen den Schlag und ich weiß wirklich nicht mehr, ob nicht auch auf die Toten zu meinen Füßen.“

— Ueberzaffung. Gatte: „Was hast Du denn wieder für den Hut bezahlt?“ Gattin: „Garnichts!“ Gatte: „Na, das ist allerdings billig; wie hast Du denn das angefangen?“ Gattin: „Ich habe der Putzmacherin gesagt, sie solle die Rechnung schicken.“

Die goldene Aue. Von Peter Frh. v. Vershner.

Die goldene Aue, so hieß es schon zu Antons Zeiten und viel leicht schon früher, jenes Stück urdeutlicher Erde im Herzen des alten Sachsentlandes, das sich geographisch nicht genau festlegen läßt, das man aber ungefähr umgrenzen würde, wenn man eine Linie von Erfurt nach Nordhausen und von da nach Naumburg zöge.

Schon auf der Fahrt von Erfurt nach Sommerda bemerkt man die weiße Ebene schweigende Auge den schweren, fetten Boden, denn die umgepflügten Schollen sind beinahe schwarz, der rechte Mißboden, und wo das Korn noch im Halme steht, da sind es schwere, hängende Ähren. In so gelegener Gegend sollte man meinen, hätte der Landwirt allein das Regiment, und doch findet man in Sommerda seit beinahe drei Generationen eine auf der Höhe stehende, rührige Industrie. Ein Wandkessel oder Eifen ist es freilich nicht geworden, denn hier geblieben Industrie und Landwirtschaft in friedlichem Verein. Abends sieht man Gruppen von Fabrikmännern über den alten Markt nach Hause gehen und das Kubikwaagen mit seinen Leitern nach dem Felde heimkehren. Die Sommerdaer Industrie ist eben nicht das Produkt moderner, hastenden Spekulationsfinns, sondern aus dem gesunden Grund des Handwerks herausgewachsen, des Handwerks, das sich vom Vater auf den Sohn vererbte. Denn der Mann mit dem feinen Charakterkopfe, der den jungen Zincharbeiter das Zinndadegewehr erlärte und die nun in Stein gehalten auf dem Markt stehen, das war der Sohn eines Schlossermeisters, der selbst als Schlosserlehrling in Dresden und Paris gearbeitet hatte, und als er dann später sein Zinndadegewehr erfand, mit dem die prehnischen Kruppen 1866 und 1870 ins Feld zogen, da machte der König den Sommerdaer Schlosser Nikolaus Dreyse zu seinem Geheimen Kommissionsrat von Dreyse. Sein Sohn Franz und die Familien Kronberg und Coltenbuch erweiterten das geniale Werk des Erfinders und gliederten die Gewehrfabrik noch eine Maschinenfabrik und Eisengießerei an. Franz von Dreyse war vermählt mit Renate Salzmann. Auch die Salzmanns stammen aus Sommerda. Der große Pädagoge Christian Gottlieb wurde am 1. Juni 1744 dort geboren in dem schlichten grauen Haus, aus dem gerade eine fröhliche Schar kleiner Mädchen zur Schulpause heraustritt. Sein Gedendfinn steht unter grünem Lindenstich vor der alten Kirche. Vom Turm herab blüht allmorgendlich auf Grund einer Stiftung, die Schülerkapelle einen Dankchoral, der über die Dächer der Stadt in die gesegneten Fluren tönt. Neben der Kirche liegt das Rathaus, ein Steinbauwerk, das die Jahreszahl 1397. Welch ehrenwürdiges Alter, und noch heute stehen hier wie vor 500 Jahren die Stadttore zu Verordnungen ein. Die Herren, die abends mit der langen Peise und dem gestickten Samtmütze über die Straße gehen, um im „Schwan“ oder „Asten“ noch eine Partie „Schofzoff“ zu spielen oder mit dem glattpfichten alten Herrn Skotter über die Balkonhöcker und die Treppentrittstufen zu debattieren oder den Erinnerungen des Stammtischseniors zuzuhören, „der den alten Dreyse noch gekannt hat.“ Wie gut aber die Stadttore für Sommerda sorgen, das zeigt der schon angelegte und wohlgepflegte Stadtpark, der sich mit seinen schattigen Alleen und weiten Rasenflächen am Ufer der Unstrut entlang zieht. Hier sieht man abends um 6 Uhr, wenn die Schulaufgaben getan sind, „höhere Richter“ und dumme bemühte Schüler sich ergehen.

Der Krieg trieb deutsche Hausfrauen dazu, Schneiden zu gehen. Eine deutsche Hausfrau schreibt im „Berliner Tageblatt“: Die meiste Hausfrau, namentlich die nördlich der Mainlinie wohnenden, werden mit geteilten Empfindungen etwas über Schneiden zu sein. Schneiden! Ihr Knäuel schon erregt bei vielen von ihnen Widerwillen, der sich zum Weihen steigern könnte, müdete man ihnen zu, sich mit ihrer Nadel zum Zweck der Selbstverpflegung zu befassen.

Über gemacht! Wenn erst einmal die höchst eigenartige Sebensweise dieser Feinsolmnerin an jeder naturhistorische Museum von Coleure in der Schweiz. Die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren und ihre Schritte an einem Nachmittage, mit dem sie nichts Rechtes anzufangen wissen, nach dem Museum lenken, werden begreiflicherweise sehr erstaunt sein, in diesem Museum ein natürliches Vogelnest zu finden, das vollkommen aus Stahl hergestellt ist. In Coleure gibt es zahlreiche Uhrmacher-Werkstätten, und sie liefern die Erklärung für das seltsame Vogelnest. Es liegen nämlich in den Höhlen und Käufern des Städtchens allerlei wertvolle kleine Metallspitzer, zerbrochene Uhrfedern und dergleichen umher. Vor einigen Jahren fiel einem Uhrmachermeister auf einem Baum ein kleines Nest, das er als Vogelnest ansah, das durch sein merkwürdiges Aussehen Neugierde erweckte. Eine nähere Untersuchung zeigte dann, daß die Erbauer und Besitzer dieses eigenartigen Nests, ein Wachstelzpaar, die in dem Hof umherliegenden Metallspitzer und insbesondere die unbrauchbar gewordenen stählernen Uhrfedern sich als willkommenes Baumaterial aneignet hatten. Das stählerne Nest zeigte einen Durchmesser von vier Zoll und bot dem findigen Vogelpaar ein bequemes, widerstandsfähiges und sogar gegen allerlei Angriffe gepanzertes Heim.

Die Schrecken des russischen Feldzuges 1812.

Von Francois Bourgoigne.

Jeder weiß, daß Napoleons „große Armee“ und mit ihr nicht wenige deutsche Landkinder in Aufstand der Kälte und dem Hunger, zum Teil auch den Raubzügen der Kosaken erlegen sind. Und manche deutsche Familie hat einen Urgrösvater, der von dort nicht wiederkam, wie die meisten, die damals im Frühjahr mit nach Rußland zogen. Das weiß man! Aber wer die ganzen Schrecken dieses Todeszugs von Moskau zurück erleben will, wie wenn er selber mit dabei gewesen wäre, der muß ein Buch zur Hand nehmen, wie die „Kriegserlebnisse 1812“ des Francois Bourgoigne, die im Memoirenverlag Robert Auz in Stuttgart deutsch erschienen sind. Hier wird man mitten hinein veretzt in die Grauenshaftigkeit dieses Wintermarches, und der Verlag hat die an sich schon padende Darstellung Bourgoignes noch erhöht, indem er dem Buch 15 der besten Bilder beigab, die der würtembergische Offizier Haber du Haut als Augenzeuge dieser Kriegsgroßart gezeichnet hat. Alles, was es an Zimmer und Glend, aber auch an Heldensinn und Lebensmut, was es an selbstloser Hingabe und den großartigen Entschlüssen des Selbsterhaltungstriebes gibt, das ist in diesem Bude vereint, denn man nur wenige in seiner Art auf die Seite stellen könnte. Bald läuft dem Leser ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er sieht, wie die russischen Gefangenen ihre toten Kameraden aufstießen, gleich einem Hundstun, das über den Leichnam eines der ibrigen herfällt, bald wird sein Herz mit Bewunderung erfüllt über die herrlichsten Züge von Geduld, Treue und Kameradenstreue, deren Bourgoigne so viele erzählt. Auch hier hinein freilich mischt sich das Grausen, so wenn Bourgoigne einem alten Kameraden von der Garde begegnet, den er um eine Hundreichung ansieht, damit der zu Boden gestürzt sei an einer veretzten Beugelle wieder aufrichten kann. „Du müßt dich an meinem Mantel schalten, dann kann ich dich vielleicht hochziehen,“ sagt der Grenadier mit den Eiszapfen in Augenbrauen und Bart. „Eine Sand kann ich dir nicht reichen — habe keine mehr! Alle Finger sind mir erfroren und abgefallen.“

Wir glauben, das Buch am besten zu empfehlen, indem wir den folgenden Absatz daraus zum Abdruck bringen, der den Inhalt des Budes und die Schreckensworte Bourgoignes genügend charakterisiert.

„In diesem todesartigen Zustand überfiel mich die Finsternis. Der Nordwind blies mit verdohpelter Stärke. Vereingelte Leute machten ganz übermenschliche Anstrengungen, die Marschkolonnen wieder zu errichten. Einige, die ich anredete, antworteten mir nicht, weil sie zu viel mit sich zu tun hatten, um vorwärts zu kommen, andere drachten tierend zusammen, während ich an ihnen vorüberging. Bald war ich allein; die Toten dienten mir noch als Wegweiser. Da, wo ich mich befand, war die Straße so mit roten Menschen und Pferden bedeckt, daß man sich nur mühsam hindurchwinden konnte. Ich vermochte kaum noch die Füße zu heben und stolperte plötzlich. Mir war es, als ob mich einer der da im Schnee lang Hingestreteten festhalten verjucht hätte.“

Ich steige auf die Deckel, indem ich mich auf den Rand des Wagens hüfte und frage: „Kann ich etwas für euch tun?“ Mit erlöschender Stimme haucht es mir entgegen: „Wasser, Wasser!“

Wir fällt das gefrorene Blut in meiner Jagdjacke ein und ich will heruntersteigen, um es herauszujubeln, da verschwindet in dem Augenblick der Mond hinter einer schwarzen Wolke, ich trete sehr und falle auf drei dicht aneinander liegende Leiden. Die kalte Hand des einen Toten berührt meine Gesicht. Nun war ich seit einem Monat doch wirklich genugsam daran gewöhnt, umgeben von Leichen zu schlafen, aber ich weiß nicht, was es die Einsamkeit oder was sonst, mich packt jetzt etwas, was schredlicher war als Furcht. Ich leuchte eine Zeit lang ohne einen Laut hervorbringen zu können, dann aber plötzlich begann ich wie sinnlos zu schreien.

Die goldene Aue. Von Peter Frh. v. Vershner.

Die goldene Aue, so hieß es schon zu Antons Zeiten und viel leicht schon früher, jenes Stück urdeutlicher Erde im Herzen des alten Sachsentlandes, das sich geographisch nicht genau festlegen läßt, das man aber ungefähr umgrenzen würde, wenn man eine Linie von Erfurt nach Nordhausen und von da nach Naumburg zöge.

Schon auf der Fahrt von Erfurt nach Sommerda bemerkt man die weiße Ebene schweigende Auge den schweren, fetten Boden, denn die umgepflügten Schollen sind beinahe schwarz, der rechte Mißboden, und wo das Korn noch im Halme steht, da sind es schwere, hängende Ähren. In so gelegener Gegend sollte man meinen, hätte der Landwirt allein das Regiment, und doch findet man in Sommerda seit beinahe drei Generationen eine auf der Höhe stehende, rührige Industrie. Ein Wandkessel oder Eifen ist es freilich nicht geworden, denn hier geblieben Industrie und Landwirtschaft in friedlichem Verein. Abends sieht man Gruppen von Fabrikmännern über den alten Markt nach Hause gehen und das Kubikwaagen mit seinen Leitern nach dem Felde heimkehren. Die Sommerdaer Industrie ist eben nicht das Produkt moderner, hastenden Spekulationsfinns, sondern aus dem gesunden Grund des Handwerks herausgewachsen, des Handwerks, das sich vom Vater auf den Sohn vererbte. Denn der Mann mit dem feinen Charakterkopfe, der den jungen Zincharbeiter das Zinndadegewehr erlärte und die nun in Stein gehalten auf dem Markt stehen, das war der Sohn eines Schlossermeisters, der selbst als Schlosserlehrling in Dresden und Paris gearbeitet hatte, und als er dann später sein Zinndadegewehr erfand, mit dem die prehnischen Kruppen 1866 und 1870 ins Feld zogen, da machte der König den Sommerdaer Schlosser Nikolaus Dreyse zu seinem Geheimen Kommissionsrat von Dreyse. Sein Sohn Franz und die Familien Kronberg und Coltenbuch erweiterten das geniale Werk des Erfinders und gliederten die Gewehrfabrik noch eine Maschinenfabrik und Eisengießerei an. Franz von Dreyse war vermählt mit Renate Salzmann. Auch die Salzmanns stammen aus Sommerda. Der große Pädagoge Christian Gottlieb wurde am 1. Juni 1744 dort geboren in dem schlichten grauen Haus, aus dem gerade eine fröhliche Schar kleiner Mädchen zur Schulpause heraustritt. Sein Gedendfinn steht unter grünem Lindenstich vor der alten Kirche. Vom Turm herab blüht allmorgendlich auf Grund einer Stiftung, die Schülerkapelle einen Dankchoral, der über die Dächer der Stadt in die gesegneten Fluren tönt. Neben der Kirche liegt das Rathaus, ein Steinbauwerk, das die Jahreszahl 1397. Welch ehrenwürdiges Alter, und noch heute stehen hier wie vor 500 Jahren die Stadttore zu Verordnungen ein. Die Herren, die abends mit der langen Peise und dem gestickten Samtmütze über die Straße gehen, um im „Schwan“ oder „Asten“ noch eine Partie „Schofzoff“ zu spielen oder mit dem glattpfichten alten Herrn Skotter über die Balkonhöcker und die Treppentrittstufen zu debattieren oder den Erinnerungen des Stammtischseniors zuzuhören, „der den alten Dreyse noch gekannt hat.“ Wie gut aber die Stadttore für Sommerda sorgen, das zeigt der schon angelegte und wohlgepflegte Stadtpark, der sich mit seinen schattigen Alleen und weiten Rasenflächen am Ufer der Unstrut entlang zieht. Hier sieht man abends um 6 Uhr, wenn die Schulaufgaben getan sind, „höhere Richter“ und dumme bemühte Schüler sich ergehen.

Der Krieg trieb deutsche Hausfrauen dazu, Schneiden zu gehen. Eine deutsche Hausfrau schreibt im „Berliner Tageblatt“: Die meiste Hausfrau, namentlich die nördlich der Mainlinie wohnenden, werden mit geteilten Empfindungen etwas über Schneiden zu sein. Schneiden! Ihr Knäuel schon erregt bei vielen von ihnen Widerwillen, der sich zum Weihen steigern könnte, müdete man ihnen zu, sich mit ihrer Nadel zum Zweck der Selbstverpflegung zu befassen.

Über gemacht! Wenn erst einmal die höchst eigenartige Sebensweise dieser Feinsolmnerin an jeder naturhistorische Museum von Coleure in der Schweiz. Die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren und ihre Schritte an einem Nachmittage, mit dem sie nichts Rechtes anzufangen wissen, nach dem Museum lenken, werden begreiflicherweise sehr erstaunt sein, in diesem Museum ein natürliches Vogelnest zu finden, das vollkommen aus Stahl hergestellt ist. In Coleure gibt es zahlreiche Uhrmacher-Werkstätten, und sie liefern die Erklärung für das seltsame Vogelnest. Es liegen nämlich in den Höhlen und Käufern des Städtchens allerlei wertvolle kleine Metallspitzer, zerbrochene Uhrfedern und dergleichen umher. Vor einigen Jahren fiel einem Uhrmachermeister auf einem Baum ein kleines Nest, das er als Vogelnest ansah, das durch sein merkwürdiges Aussehen Neugierde erweckte. Eine nähere Untersuchung zeigte dann, daß die Erbauer und Besitzer dieses eigenartigen Nests, ein Wachstelzpaar, die in dem Hof umherliegenden Metallspitzer und insbesondere die unbrauchbar gewordenen stählernen Uhrfedern sich als willkommenes Baumaterial aneignet hatten. Das stählerne Nest zeigte einen Durchmesser von vier Zoll und bot dem findigen Vogelpaar ein bequemes, widerstandsfähiges und sogar gegen allerlei Angriffe gepanzertes Heim.

Die Schrecken des russischen Feldzuges 1812.

Von Francois Bourgoigne.

Jeder weiß, daß Napoleons „große Armee“ und mit ihr nicht wenige deutsche Landkinder in Aufstand der Kälte und dem Hunger, zum Teil auch den Raubzügen der Kosaken erlegen sind. Und manche deutsche Familie hat einen Urgrösvater, der von dort nicht wiederkam, wie die meisten, die damals im Frühjahr mit nach Rußland zogen. Das weiß man! Aber wer die ganzen Schrecken dieses Todeszugs von Moskau zurück erleben will, wie wenn er selber mit dabei gewesen wäre, der muß ein Buch zur Hand nehmen, wie die „Kriegserlebnisse 1812“ des Francois Bourgoigne, die im Memoirenverlag Robert Auz in Stuttgart deutsch erschienen sind. Hier wird man mitten hinein veretzt in die Grauenshaftigkeit dieses Wintermarches, und der Verlag hat die an sich schon padende Darstellung Bourgoignes noch erhöht, indem er dem Buch 15 der besten Bilder beigab, die der würtembergische Offizier Haber du Haut als Augenzeuge dieser Kriegsgroßart gezeichnet hat. Alles, was es an Zimmer und Glend, aber auch an Heldensinn und Lebensmut, was es an selbstloser Hingabe und den großartigen Entschlüssen des Selbsterhaltungstriebes gibt, das ist in diesem Bude vereint, denn man nur wenige in seiner Art auf die Seite stellen könnte. Bald läuft dem Leser ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er sieht, wie die russischen Gefangenen ihre toten Kameraden aufstießen, gleich einem Hundstun, das über den Leichnam eines der ibrigen herfällt, bald wird sein Herz mit Bewunderung erfüllt über die herrlichsten Züge von Geduld, Treue und Kameradenstreue, deren Bourgoigne so viele erzählt. Auch hier hinein freilich mischt sich das Grausen, so wenn Bourgoigne einem alten Kameraden von der Garde begegnet, den er um eine Hundreichung ansieht, damit der zu Boden gestürzt sei an einer veretzten Beugelle wieder aufrichten kann. „Du müßt dich an meinem Mantel schalten, dann kann ich dich vielleicht hochziehen,“ sagt der Grenadier mit den Eiszapfen in Augenbrauen und Bart. „Eine Sand kann ich dir nicht reichen — habe keine mehr! Alle Finger sind mir erfroren und abgefallen.“

Wir glauben, das Buch am besten zu empfehlen, indem wir den folgenden Absatz daraus zum Abdruck bringen, der den Inhalt des Budes und die Schreckensworte Bourgoignes genügend charakterisiert.

„In diesem todesartigen Zustand überfiel mich die Finsternis. Der Nordwind blies mit verdohpelter Stärke. Vereingelte Leute machten ganz übermenschliche Anstrengungen, die Marschkolonnen wieder zu errichten. Einige, die ich anredete, antworteten mir nicht, weil sie zu viel mit sich zu tun hatten, um vorwärts zu kommen, andere drachten tierend zusammen, während ich an ihnen vorüberging. Bald war ich allein; die Toten dienten mir noch als Wegweiser. Da, wo ich mich befand, war die Straße so mit roten Menschen und Pferden bedeckt, daß man sich nur mühsam hindurchwinden konnte. Ich vermochte kaum noch die Füße zu heben und stolperte plötzlich. Mir war es, als ob mich einer der da im Schnee lang Hingestreteten festhalten verjucht hätte.“

Ich steige auf die Deckel, indem ich mich auf den Rand des Wagens hüfte und frage: „Kann ich etwas für euch tun?“ Mit erlöschender Stimme haucht es mir entgegen: „Wasser, Wasser!“

Wir fällt das gefrorene Blut in meiner Jagdjacke ein und ich will heruntersteigen, um es herauszujubeln, da verschwindet in dem Augenblick der Mond hinter einer schwarzen Wolke, ich trete sehr und falle auf drei dicht aneinander liegende Leiden. Die kalte Hand des einen Toten berührt meine Gesicht. Nun war ich seit einem Monat doch wirklich genugsam daran gewöhnt, umgeben von Leichen zu schlafen, aber ich weiß nicht, was es die Einsamkeit oder was sonst, mich packt jetzt etwas, was schredlicher war als Furcht. Ich leuchte eine Zeit lang ohne einen Laut hervorbringen zu können, dann aber plötzlich begann ich wie sinnlos zu schreien.

— Ueberzaffung. Gatte: „Was hast Du denn wieder für den Hut bezahlt?“ Gattin: „Garnichts!“ Gatte: „Na, das ist allerdings billig; wie hast Du denn das angefangen?“ Gattin: „Ich habe der Putzmacherin gesagt, sie solle die Rechnung schicken.“

Die goldene Aue. Von Peter Frh. v. Vershner.

Die goldene Aue, so hieß es schon zu Antons Zeiten und viel leicht schon früher, jenes Stück urdeutlicher Erde im Herzen des alten Sachsentlandes, das sich geographisch nicht genau festlegen läßt, das man aber ungefähr umgrenzen würde, wenn man eine Linie von Erfurt nach Nordhausen und von da nach Naumburg zöge.

Schon auf der Fahrt von Erfurt nach Sommerda bemerkt man die weiße Ebene schweigende Auge den schweren, fetten Boden, denn die umgepflügten Schollen sind beinahe schwarz, der rechte Mißboden, und wo das Korn noch im Halme steht, da sind es schwere, hängende Ähren. In so gelegener Gegend sollte man meinen, hätte der Landwirt allein das Regiment, und doch findet man in Sommerda seit beinahe drei Generationen eine auf der Höhe stehende, rührige Industrie. Ein Wandkessel oder Eifen ist es freilich nicht geworden, denn hier geblieben